

Hüttenzeitung

DORTMUND-HOERDER HÜTTENVEREIN
AKTIENGESSELLSCHAFT



DORTMUNDER UNION BRÜCKENBAU-
AKTIENGESSELLSCHAFT

HZ III



10. Jahrgang

Zuschriften für die „Hüttenzeitung“ sind
zu richten an die Abteilung H (Litera-
risches Büro)

6. September 1934

Nachdruck nur unter Quellenangabe und
nach vorheriger Einholung der Geneh-
migung der Hauptschriftleitung gestattet

Nummer 18

Herausgegeben im Einvernehmen mit dem Deutschen Institut für
Nationalsozialistische Technische Arbeitsforschung und -schulung

in der Deutschen Arbeitsfront

Politischer Rundfunk

Die gewaltige Saarkundgebung in Koblenz und vor allem die Rede des Führers hat in der ganzen Welt einen tiefgehenden Eindruck hinterlassen. Daneben nimmt sich die Gegenkundgebung der Saar-Separatisten in Sulzbach doch recht kläglich aus. Zwar versuchen französische Zeitungen ihre Bedeutung erheblich zu übertreiben; die übrige Welt wußte es aber besser; und so sind denn auch die Bemerkungen zu dem Ereignis vom 26. August entsprechend verständiger als diejenigen der Presse Frankreichs. Zwar erkennt man auch in Paris an, daß der Führer mit großer Mäßigung gesprochen hat, aber man hat sonst tausenderlei an seiner Rede auszusehen, wie das ja stets in Frankreich zu sein pflegt. Nicht einmal der erneute Hinweis Adolf Hitlers, daß nach der Bereinigung der Saarfrage zwischen Deutschland und Frankreich keine Gegensätze über Gebietsfragen beständen, findet in Paris Verständnis. Man will eben nicht.

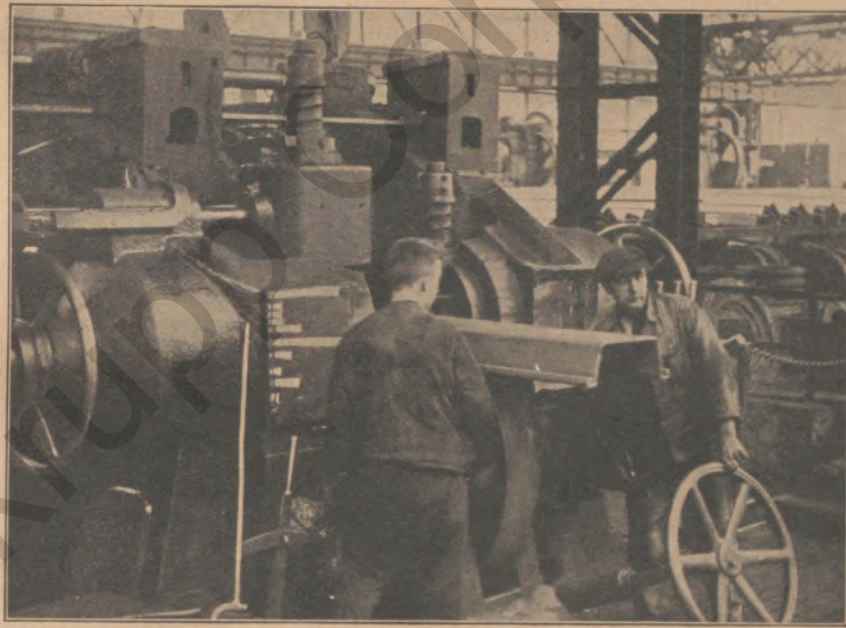
Demgegenüber ist die Äußerung einer der englischen Regierung sehr nahestehenden großen Zeitung, der „Times“, nicht unbeachtlich. Sie vermengt zwar auch viel Falsches mit Richtigem; aber es ist doch bezeichnend, wie sich in Köpfen des amtlichen England die deutsche Welt malt. Die „Times“ schreibt über des Führers Rede u. a., daß sie einen versöhnlichen und defensiven (d. h. einen nicht angreifenden) Unterton gehabt habe. Die erneute Äußerung des Friedenswunsches gegenüber Frankreich verdiene großzügige Anerkennung als eine weise und wertvolle Versicherung in einem unruhigen Europa. Aber Hitler scheine anzudeuten, daß eine friedliche Regelung von Frankreich ebenso abhängig wie von Deutschland. Tatsächlich sei es nur Deutschland, das die Regelung zustande bringen oder verhindern könne. Wenn die Mehrheit der Saarländer für Wiedervereinigung stimme, sei die Sache erledigt. Wenn aber, was möglich, wenn auch nicht wahrscheinlich sei, die Mehrheit für Fortsetzung der Völkerbundkontrolle sei, frage es sich, ob Hitler diese Entscheidung annehmen werde. Im großen und ganzen genommen sei die Rede wohl geeignet gewesen, die Unentschlossenen zu beruhigen und zu ermutigen. Die Sozialdemokraten und die Kommunisten würden sich schwerlich bekehren lassen, denn sie wüßten, daß sie in einem nationalsozialistischen Deutschland keine Zukunft haben könnten. Aber zu dem Rest der Saarbewohner habe Hitler überzeugend gesprochen.

Mit der Saarfrage wird sich auch der Völkerbund, dessen Rat und Vollversammlung Anfang September in Genf zusammenzutreten, nochmals zu befassen haben. Dafür hat der Chef der Saarregierung, der Engländer Knor, gesorgt. Er wird nochmals die Frage der Abstimmungspolizei aufs Tapet bringen. Er hat bekanntlich erklärt,

daß die Saarpolizei nicht aus saarländischen Elementen verstärkt werden könne, da zu wenige Bewerber die von der Regierungskommission gestellte Bedingung erfüllten. Knor hat zwar bereits die ersten Schritte zur Anwerbung ausländischer Polizeikräfte, deren er nach seinem Bericht etwa 2000 im Saargebiet beschäftigen will, unternommen, aber er hat sich zugleich an den Völkerbundrat mit der Bitte gewandt, diese seine Bemühungen bei den Mitgliedern des Völkerbundes zu unterstützen. Inzwischen haben die meisten Staaten, allen voran die Schweiz, es schon abgelehnt, die „Schergen“ für die Saarabstimmung zu stellen. In England selbst, der Heimat des Saarpräsidenten Knor, will man mit der ganzen Sache am liebsten gar nichts zu tun haben, und an der Saar selbst hält man diese Polizei für gänzlich überflüssig.

Man wird bald sehen, ob in Genf auf anderer Seite mehr Verständnis dafür aufzutreiben ist. — Die Ernennung der Mitglieder für die Abstimmungsgerichte durch den Völkerbund hat bereits stattgefunden. Sie haben ihre Tätigkeit am 1. September bereits begonnen.

Deutschland wird natürlich, obgleich es sachungsgemäß noch zwei Jahre nach seinem Austritt Mitglied des Völkerbundes ist, dieser Versammlung fernbleiben. Wir haben dort solange nichts zu suchen, bis man nicht klar und unzweideutig unsere volle Gleichberechtigung anerkannt hat. Unser Kanzler und Führer hat oft und deutlich genug den Friedenswillen Deutschlands kundgegeben. Merkwürdig: vom Frieden spricht in der Welt eigentlich nur Deutschland; von anderer Seite hört man fast nur vom Kriege reden. Nach neuerlichen Reden französischer Generale steht der Ort für das künftige Schlachtfeld sogar bereits fest, und Mussolini, Italiens Staatslenker, hat bei den Manövern der italienischen Armee eine



Nichten von Larssen-Vohlen, Druckerei Werk Dortmund

Aufnahme: Dütte, Lichtbildnergemeinschaft

Rede gehalten, die alles andere eher ist als eine Friedensrede. Der Duce sagte wörtlich: „Alle Völker, die uns ähnlich sind, sehen sich für den Frieden ein, niemand will den Krieg, aber der Krieg liegt in der Luft. Er kann jeden Augenblick losbrechen. Wir müssen für den Krieg nicht etwa morgen, sondern schon heute vorbereitet sein. Im vergangenen Juli ergab sich eine politische Lage, die ähnlich der von 1914 war. Hätten wir keine Truppen an die Grenze geschickt, dann wäre es wahrscheinlich notwendig geworden, zu Kanonen unsere Zuflucht zu nehmen. Wir müssen eine militärische und sogar eine militaristische, ja, ich kann hinzufügen, kriegerische Nation werden. Das politische, wirtschaftliche und geistige Leben der Nation muß sich auf diesen militärischen Notwendigkeiten aufbauen.“ Mussolini bezeichnete alsdann den Krieg als die höchste gerichtliche Instanz zwischen den Völkern und sagte: „Da gewisse Nationen aufsteigen und andere im Absteigen begriffen sind, bleibt die Tatsache bestehen, daß trotz alles guten Willens, trotz aller Konferenzen und Protokolle der Krieg im Laufe der Jahrhunderte mit dem Schicksal der Nationen verbunden sein wird. Das

gesamte Volk ist heute bereit, wie ein einzelner Mann im Notfalle zu antworten.“

Deutlicher kann man eigentlich nicht werden!

Ganz im Gegensatz zu solchen Kriegsfantasien sind in Deutschland, im alten Nürnberg, Hunderttausende von Männern Adolf Hitlers zusammengekommen, um wiederum ein Zeugnis abzulegen von ihrer Zielsetzung und ihrem Willen, um dem neuen Deutschland und ihrem Führer aufs neue ein glühendes Treuebekenntnis darzubringen. Nürnberg ist wieder einmal zu einem Beweis der wuchtigen Geschlossenheit und soldatischen Disziplin der nationalsozialistischen Bewegung geworden.

Die Bedeutung der großen Dinge, die sich in diesen Tagen in Nürnberg abspielen, geht über die Gegenwart hinaus; sie ist mehr als zeitliches Geschehen. Nürnberg ist Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich. Nürnberg ist der Wille der ganzen Generation, der zweitausendjährige deutsche Geschichte schicksalhaft zu glücklichem Ende gestalten will. Nürnberg ist ein Kanal, das über alle Verträge und Diktate hinweg die deutsche Forderung der Wehrhaftigkeit in die Welt hineinruft, gerade weil es den Frieden und die sichere Zusammenarbeit der Völker untereinander will. Schon geht eine Welle neuer geistiger Haltung durch die Welt, die an keiner Staatsgrenze haltmacht, die hinübergreift von Land zu Land, von Volk zu Volk; die die Einsichtigen draußen aufhören läßt über das neue Wollen, das die deutschen Menschen zu einer vollkommen neuen Lebensgemeinschaft zusammengeschlossen hat. Die Bestimmungen des Versailler Schanddikts kann man bestehen lassen. Je länger man an ihnen festhält, desto schneller wird der Umwandlungsprozeß vor sich gehen, desto eher werden die Völker erkennen, daß alle Not von Versailles ausgeht und eine Neuordnung der internationalen Verhältnisse nur auf den Trümmern dieses Diktats entstehen kann.

In Nürnberg marschiert Deutschland waffenlos — aber wehrhaft!

Das Bekenntnis zum Opfergedanken, zur Selbstlosigkeit, zu Kameradschaft und gemeinsamer Arbeit — das ist der neue Wertmesser, der seinen Maßstab an die Existenz und die Erhaltung der Völker setzt, nach dem Charakter und Lebenskraft gemessen werden. In demselben Maße wie die Ablehnung von Stoff und Materie weiter fortschreitet, wird der Gemeinschaftsgedanke des neuen Geistes die Völker ergreifen. Im Verlauf dieser Entwicklung wird jedes Volk scheitern, das seinen Lebenszweck darin sieht, sich mit einem Bollwerk schwerster Festungen zu umgeben. Die Weiterführung des Geschichtsablaufes liegt bei den Völkern, die sich in Kameradschaft und Wehrhaftigkeit einen neuen geistigen Lebensinhalt erkämpft haben. Deutschland ist der Wegweiser dieser Entwicklung, und der Marsch der Hunderttausende in Nürnberg ist die Besiegelung des deutschen Willens, die Führung dieser Entwicklung zu übernehmen.

Notwehr der Wirtschaft

In Leipzig wurde die althergebrachte Herbstmesse gehalten. Sie bedeutete einen vollen Erfolg. Die Zahl der Aussteller der Mustermesse betrug 4696; sie ist um 7 v. H. gestiegen. Darunter befinden sich auch, was nicht ohne Wert ist, 188 ausländische Firmen. Sehr bezeichnend ist auch, daß die Zahl der Besucher der Messe aus dem Auslande um wenigstens 10 v. H. höher ist als im vergangenen Jahr; es waren ihrer mehr als 4000. In erster Linie sind es Holländer, die gekommen waren, um sich von der immer gleichbleibenden hohen Qualität deutscher Ausfuhrzeugnisse zu überzeugen; denen folgten Schweizer, Engländer, Franzosen und viele Besucher aus den Balkanstaaten.

Man sieht also, daß auch das Ausland nach wie vor ohne die hochwertigen deutschen Waren nicht auskommen kann. Es wäre dringend zu wünschen, wenn auch das nicht in Leipzig vertretene Ausland sich endlich zu der Erkenntnis durchringen würde, daß man ein so wichtiges Industrie- und Handelsland wie Deutschland, das im Welthandel die dritte Stelle einnahm, durch unnütze wirtschaftliche Maßnahmen ohne eigenen Nachteil nicht aus der für Deutschland ebenso wichtigen wie für die ganze Welt bedeutenden wirtschaftlichen Stellung herausdrängen kann.

Die Gelegenheit der Leipziger Messe benutzte unser derzeitiger Reichswirtschaftsminister und Reichsbankpräsident Dr. Schacht dazu, um neue Maßnahmen der Reichsregierung hinsichtlich der deutschen Ausfuhr anzukündigen, die sich als eine Notwehr gegen die unsinnige Wirtschaftspolitik des Auslandes als unumgänglich erweisen haben. Die deutsche Ausfuhr geht, dank der Wirtschaftspolitik des Auslandes, immer mehr zurück. Wenn das noch lange dauert und immer schlimmer wird, müßte das zu einem wirtschaftlichen und zu einem Zusammenbruch unserer Währung führen. Deshalb ist es notwendig, daß Deutschland seine Einfuhr aus dem Ausland beschränkt, und zwar soll die Einfuhr nur im Umfang unserer Zahlungsfähigkeit gehalten werden, d. h. also: der deutsche Kaufmann, der aus dem Ausland Waren oder Rohstoffe einführt, darf das nur in dem Maße tun, wie er von der Reichsbank Devisen (ausländische Zahlungsmittel) zugeteilt erhält, mit denen er diese Waren bezahlen kann. Auf diese Weise wird das Gleichgewicht in unserer Handelsbilanz (Ausfuhr und Einfuhr) wiederhergestellt und damit die weitere Möglichkeit unseres wirtschaftlichen Fortbestehens gegeben.

Die Folge dieser Maßnahme wird sein, daß die Einfuhr nach Deutschland noch mehr zurückgehen wird; aber dadurch wird nicht nur Deutschland getroffen, sondern die Folgen hat auch die übrige Welt zu tragen. Dr. Schacht sagte richtig: „Wenn man deutsche Waren boykottiert und Deutschland politisch insamiert, trifft man nicht Deutschland, sondern man trifft den australischen Wollproduzenten ebenso wie den amerikanischen Baumwollpflanzer, den Kammgarnspinner in Roubaix ebenso wie den Feinspinner in Lancashire, den schottischen Heringsfischer ebenso wie den spanischen Apfelsinenbauer.“

Wie recht Dr. Schacht mit diesen Worten hat, zeigen bereits Meldungen aus Frankreich, wonach die Spinnereien in Roubaix und Tourcoing ihre Tore schließen und 15 000 Arbeiter entlassen mußten, größtenteils weil die deutschen Aufträge fehlten.

Man darf gespannt sein, wie das Ausland diese neueste Wirtschaftspolitik Deutschlands aufnehmen wird. Sicher werden sich erhebliche Widerstände dagegen im Ausland erheben; man wird auch politische Folgerungen daraus ziehen. Demgegenüber kann aber Deutschland aus zwei wichtigen Gründen den nun einmal in der Notwehr begangenen Weg ruhig weiter beschreiten. Zunächst ist seine Eigenversorgung mit den lebenswichtigsten Stoffen gesichert. Niemand wird im kommenden Winter in Deutschland Not leiden müssen, weil kein Getreide, kein Vieh, keine Butter oder kein Fett eingeführt werden kann. Für das, was uns fehlt und was wir brauchen, wird aber die Energie und Findigkeit der deutschen Wirtschaft und Wissenschaft Ersatz zu schaffen wissen. Wir haben im Kriege gelernt, daß es, wenn Not am Mann ist, auch anders geht als in den gewohnten Gleisen. Der andere, noch bessere Grund besteht in dem festen Willen des deutschen Volkes, in aller Not und Gefahr durchzuhalten und hinter der Regierung zu stehen, die Entbehrungen des Tages hinzunehmen, wenn es gilt, Deutschlands Zukunft zu erkämpfen und zu sichern. Auch hierbei wird die Welt erfahren, daß ihr ein anderes, neues Deutschland gegenübersteht, das zu keiner Kapitulation gezwungen werden kann.

Was Deutschland tut, mußte es tun, weil es sich dem bösen Willen und dem Unverstand des Auslandes nicht preisgeben kann und will. Es sind also Notwehrmaßnahmen. Im Ausland selbst liegt es, sie durch eine einsichtigeren Wirtschaftspolitik Deutschland gegenüber überflüssig zu machen.

Aus dem Geschäftsbericht der Vereinigten Stahlwerke

Bemerkenswerte Ausführungen Dr. Böglers auf der Generalversammlung

Aus dem Geschäftsbericht der Vereinigten Stahlwerke für das am 31. März 1934 beendete Geschäftsjahr sind die nachstehenden Angaben über die Entwicklung der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse dieses Unternehmens und seiner Betriebsgesellschaften von besonderem Interesse und gestatten gleichzeitig bemerkenswerte Rückschlüsse auf die jetzige Lage innerhalb der gesamten Montanwirtschaft.

Danach betrug im ersten Vierteljahr 1934 die Steinkohlenförderung 4,44 Mill. t, hat also gegenüber dem gleichen Zeitabschnitt des Vorjahres um etwa 650 000 t zugenommen. Die Rohstahlerzeugung hat bei einer Drei-Monats-Produktion von 976 000 t im Vergleich zu dem entsprechenden Zeitraum des Vorjahres um über 60% zugenommen. Die Zahl der Arbeiter und Angestellten bei den zum engeren Interessensbereich der Vereinigten Stahlwerke gehörenden Gesellschaften, die Ende März 1933 116 150 betrug, war bis Ende März d. J. auf 131 654 gestiegen. Für Löhne und Gehälter wurden in den Monaten Januar/März 1934 68 Mill. RM. (im Vorjahr 52,6 Mill. RM.) für gesetzliche soziale Abgaben 8,7 Mill. RM. (i. V. 7 Mill. RM.) und für freiwillige soziale Leistungen 2,2 Mill. RM. (i. V. 1,8 Mill. RM.) aufgewendet.

Die in diesen Zahlen sich widerspiegelnde günstige Entwicklung, die erfreulicherweise auch zur Wiederinbetriebnahme einer ganzen Reihe zeitweilig stillgelegter Betriebe führte — wir haben in unserer Zeitung hierüber jeweils ausführlich berichtet —, ist in erster Linie auf die starke Zunahme des inländischen Absatzes zurückzuführen. Im Geschäftsbericht wird aber ausdrücklich hervorgehoben, daß trotz aller sich aus den Währungsverhältnissen und sonstigen Handelshemmnissen ergebenden Schwierigkeiten auch der Auslandsabsatz sowohl im Steinkohlenbergbau wie vor allem in den Eisen- und Stahlerzeugnissen ganz wesentlich gestiegen ist. Die Steigerung der deutschen Ausfuhr insgesamt betrug mengenmäßig betrachtet vom 1. Halbjahr 1933 zum 1. Halbjahr 1934 rund 10%. Darüber hinaus war jedoch bei der Steinkohlenausfuhr eine Steigerung von 13% und bei der Ausfuhr von Walzwerkserzeugnissen sogar von 44% zu verzeichnen. Die Steigerung der Eisenausfuhr ist zweifellos in erster Linie der Regelung der Absatzverhältnisse durch die Verkaufsvorstände der Eisenindustrie zu danken, denen es durch internationale Abmachungen gelang, die Position der deutschen Eisenindustrie auf dem Weltmarkt wesentlich zu verbessern. Demgegenüber liegen für die eisenverarbeitende Industrie, bei der ähnliche Absatzregelungen fehlen, die Ausfuhrverhältnisse ungünstig. Gerade im Interesse dieser Ausfuhr ist, wie der Bericht nachdrücklich betont, die Ergreifung aller geeigneten Exportförderungsmaßnahmen dringend geboten.

In der Generalversammlung der Vereinigten Stahlwerke, die am 24. August unter dem Vorsitz von Staatsrat Dr. Fritz Thyssen in Düsseldorf stattfand, ergänzte Herr Dr. Böglers diese Angaben des Geschäftsberichts durch einige weitere bemerkenswerte Ausführungen über die augenblickliche Lage und die Aussichten der Montanindustrie, denen wir folgendes entnehmen:

Die günstige Entwicklung hat in den bisherigen vier Monaten des neuen Geschäftsjahres im großen und ganzen angehalten. Die Kohlenförderung weist zwar in den einzelnen Monaten kleine Schwankungen auf, im Durchschnitt ergibt sich aber ein einigermaßen günstiges Bild, wenn man berücksichtigt, daß erfahrungsgemäß in den Sommermonaten die Kohlenförderung zu sinken pflegt. Bei der Rohstahlproduktion ist eine weitere kräftige Erholung zu verzeichnen. Die Erzeugung der Betriebsgesellschaften, die in den Monaten Januar/März durchschnittlich 325 000 t betrug, steigerte sich in der Zeit von April bis einschließlich Juli auf etwa 385 000 t monatlich. Zwar ist diese Produktion immer noch ziemlich weit entfernt von der normalen Erzeugung früherer Jahre, die monatlich rund 600 000 t betrug, aber die im letzten Vierteljahr gegen das Vorvierteljahr zu verzeichnende Steigerung von 325 000 t auf 385 000 t gibt uns, wie Herr Dr. Böglers betonte, doch eine gewisse Berechtigung, mit einer zufriedenstellenden ruhigen und stetigen Entwicklung auch für die kommenden Monate zu rechnen. Gleichzeitig hat auch die günstige Entwicklung der Ausfuhr von Eisen- und Stahlerzeugnissen angehalten. Es ist gelungen, in der ganzen Zeit von Januar bis einschließlich Juli die Ausfuhr mengen- und wertmäßig zu steigern, und zwar vor allem auch in den Sondererzeugnissen.

Besondere Beachtung verdient, daß die Gefolgschaft in den Monaten April/Mai/Juni/Juli insgesamt um weitere 12 500 Arbeiter und Angestellte gesteigert werden konnte, eine Zahl, die den außerordentlichen Erfolg sowohl der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen der Regierung als auch der eigenen angestrengten Bemühungen der Vereinigten Stahlwerke und ihrer Betriebsgesellschaften in der Arbeitsbeschaffung verdeutlicht. Zu gleicher Zeit — und das ist, wie Dr. Böglers hervorhob, besonders erfreulich — konnte auch die Arbeitszeit etwas verlängert werden, so daß sich trotz der beträchtlichen Erhöhung der Gefolgschaft auch das durchschnittliche Einkommen der einzelnen Werksangehörigen weiterhin etwas gesteigert hat, nachdem schon im Laufe des letzten Jahres eine nicht unwesentliche Zunahme zu verzeichnen war.

„Ich glaube“, so schloß Dr. Böglers seine Ausführungen, „daß die Aussichten für die kommenden Monate im großen und ganzen der Entwicklung entsprechen, wie wir sie in den verfloßenen Monaten, die ich jetzt geschildert habe, zu verzeichnen hatten.“

Neid — Hemmnis für den Aufbau

Von H. Bangert, Gaubetriebszellen-Obmann, Düsseldorf

Im Anfang war die Tat! Reden, Schreiben, Aufrufe und Mahnungen haben keinen Sinn, wenn nicht diejenigen Kreise, für die sie bestimmt sind, den fanatischen Willen haben, sie zu beherzigen und in die Tat umzusetzen. Beifallklatschen und freudige Zustimmung wenden noch nicht unser Schicksal. Notwendig ist, daß sich jeder zur Tat bekennt. Das Wort „Tat“ aber heißt „Schaffen“!

Großes hat der

Tatgedanke des Nationalsozialismus

durch die nationalsozialistische Regierung auf allen Gebieten des völkischen und des wirtschaftlichen Lebens in Deutschland schon vollbracht. Großes bleibt zu tun übrig, denn: Wer rastet, der rostet! Schon ist das Heer der Arbeitslosen, das Adolf Hitler bei seinem Regierungsantritt unter seine Führung nahm, in den meisten Frontabschnitten siegreich durchbrochen, aber noch zweieinhalb Millionen Kameraden warten darauf, daß sie durch den Tatwillen und die Tat des gesamten deutschen Volkes wieder in Arbeit und Brot kommen. Die Männer in der Führung arbeiten Tag und Nacht, um die Arbeitsbeschaffung reiflos zu vollenden.

Jahrelang herrschte in Deutschland der marxistisch-liberalistische Gedanke des Neides. Dieses Neidgefühl, das in der Primitivität des Volksganges sowohl als auch des einzelnen Volksgenossen ein erstrebenswertes Ziel, weil den eigenen Interessen dienlich, sah, hat nicht zuletzt zur Ausbreitung der Arbeitslosigkeit beigetragen. Die Anspruchslosigkeit, hervorgerufen durch bewußt betriebene Verarmung, wurde mit der marxistischen These dokumentiert: Nieder mit dem ehrlich erworbenen Wohlstand!

Die Anspruchslosigkeit

die dem deutschen Volk von der ehemaligen Führerschaft immer wieder gepredigt und aufgezwungen wurde — ohne daß diese aber mit gutem Beispiel voranging —, steigerte die Zahl der Arbeitslosen bis ins Unendliche. Nachdem nun jene Kreise durch die Regierung Adolf Hitler beseitigt sind, müssen wir unsere Aufgabe darin sehen, das aus einer falschen Geistesrichtung heraus entstandene Neidgefühl gleichfalls zu beseitigen. — Nicht nur die Bedürfnislosigkeit der breiten Massen des deutschen Volkes, sondern auch die des einzelnen Volksgenossen muß verschwinden. So wird dann eine Vergrößerung der Absatzgebiete für die erzeugten Güter geschaffen, was wieder gleichbedeutend ist mit der Einstellung von Volksgenossen in den Produktionsprozeß. Darum sehen wir an Stelle des falschen Lösungswortes den Ruf: Kampf der Armut! Kampf der Primitivität!

Immer wieder ereignet sich der Fall, daß Volksgenossen, nachdem sie drei, vier Jahre zum Stempeln und damit zur Untätigkeit gezwungen waren, heute aber durch die Regierungstätigkeit Adolf Hitlers wieder Arbeit und Verdienst fanden, das

Uebel der falschen Bescheidenheit

noch nicht überwunden haben. Früher schimpften sie darüber, zur Untätigkeit verurteilt zu sein. Heute aber, nachdem sie ihre geistigen und körperlichen Kräfte nutzbringend anwenden können und dadurch eine Lebensmöglichkeit erhalten, wird darüber geschimpft, daß — um nur einige Beispiele anzuführen

— der sich ein Auto kauft oder jener ein neues Haus baut, der dritte sich einen neuen Anzug, einen neuen Hut oder ein neues Kleid anschafft. Der vierte aber erregt ihr Mißfallen, weil er sich in seinem Schrebergarten ein kleines Landhaus bauen ließ. Der fünfte hat es ihnen wieder angetan, weil er neue Fabrikräume schafft oder neue Maschinen kauft. Der sechste ist ein Schlemmer, wenn er am Sonntag mit seiner Frau im Gasthaus ist. Der siebente wird als Kapitalist verschrien, weil er sich ein drittes Zimmer anschafft. Beliebige ließen sich die Beispiele noch weiter anführen. Aber diese grundsätzlichen Ansichten müssen wir endlich über Bord werfen. Alle jene Kreise des deutschen Volkes, die durch die Erteilung von Aufträgen, gleich welcher Art, den

Aufbauwillen des Führers

unterstützen, können sich darauf verlassen, daß sie von der überwältigenden Mehrheit des Volkes gegenüber Schwägern, Nichtstönern und ewig Kritizierenden in Schutz genommen werden, denn: der rollende Pfennig im Wirtschaftsleben ist mehr wert und segensreicher für das Volk als die Mark in der Schublade zu Hause oder im Strumpfband unter dem Kopfkissen.

Ein jeder muß sich von diesen Hemmungen freimachen. Jeder Auftrag, der erteilt wird, dient dazu, die Schornsteine zum Rauchen und die Räder wieder zum Laufen zu bringen.

Allerdings soll damit nicht gesagt werden, daß nun jeder Aufwendungen machen soll, die in keinem Verhältnis zu der ganzen Lage unseres Volkes stehen.

Es ist zum Beispiel ein Unding, daß in derselben Zeit, wo der Arbeiter der Faust und der Stirn, um das organische

Wachsen der deutschen Wirtschaft

nicht zu stören, auf die manchmal so dringend notwendigen Aufbesserungen seines Lebens oder Gehalts verzichtet, auf der anderen Seite aber Dividende in einer unangebrachten Höhe zur Verteilung gelangt oder Gehälter gezahlt werden, die in keinem Verhältnis zu den Leistungen des Empfängers stehen, erst recht aber nicht zu dem Lohnniveau der breiten

Massen des deutschen Volkes. Wir sind eine Schicksalsgemeinschaft. Es kann daher kein Volksteil glauben, ohne den anderen leben zu können, sondern wir alle müssen gemeinsam arbeiten, ein jeder an der Stelle, wohin ihn die Fügung, das Schicksal, stellt.

Es muß so kommen, daß der Ausländer nicht mehr an den Grenzpfählen die Grenze Deutschlands erkennt, sondern ihm das Lachen und die Freude in den Augen jedes Deutschen sagt:

Hier ist Deutschland!

Hier lebt ein einzig Volk, welches sich lenken und leiten läßt vom dem Grundsatz:

Gemeinnutz geht vor Eigennutz!

Gesundheit ist das höchste Gut — Vor Anfall sei stets auf der Hut!

Friedrich von Logau's Sinngedichte

Friedrich von Logau wurde 1604 als der Sohn eines alten schlesischen Geschlechtes auf Gut Brudat bei Nimptsch geboren. Er war in seiner Zeit schon durch seine Sinngedichte berühmt. 1655 starb er und wurde bald vergessen, bis Lessing hundert Jahre später eine Auswahl seiner Sinngedichte neu herausgab. Seit dieser Zeit ist seine Stellung in der deutschen Literatur gesichert. Seine Gedichte, in denen sich echte Frömmigkeit, ein fröhlicher Welt-sinn, Scherz und Ernst, kräftiger Spott, klarer Verstand und im ganzen ein liebevolles warmes Herz mit ehrlichem Anteil an allem, was ihn umgibt, vereinigen, sind auch für uns heutige durchaus lebendig und muten uns, oft an, als wären sie für unsere Tage geschrieben.

Wir beginnen nachstehend mit einer Auswahl seiner so beherzigenswerten, leider viel zu wenig bekannten Sinngedichte.

Friede und Krieg

Ein Krieg ist köstlich gut,
Der auf den Frieden dringt;
Ein Fried' ist schändlich arg,
Der neues Kriegen bringt.

Menschliche Unvollkommenheit

Daß wir unvollkommen sind,
Wenn wir dies erkennen,
Kann man solch Erkenntnis schon
Eine Besserung nennen.

Die Sünden

Menschlich ist es, Sünde treiben,
Teuflich ist's, in Sünden bleiben;
Christlich ist es, Sünden hassen,
Göttlich ist es, Sünd' erlassen.

Bücher

Die Werke kluger Sinnen
Hat nie vertilgen können
Der Zeiten starke Flucht,
Wie viel sie sonst vermocht.
Auf Stahl und Stein zu bauen,

Darf keiner sicher trauen,
Sie nehmen eher Bruch,
Als ein gelehrtes Buch.

Buchdruckerkunst

Weil das nütze Bücherprägen
Deutschland hat der Welt geschenkt,
Ist es billig, daß vor anderm
Deutsches man zum Druck erdenkt.

Das Unrecht der Zeit

Was frag' ich nach der Zeit,
Wenn der mir nur will wohl,
Der alles schafft, was war,
Was ist, was werden soll.

Gelegenheit

Es mangelt nie Gelegenheit,
Was Gutes zu verrichten;
Es mangelt nie Gelegenheit,
Was Gutes zu vernichten.

Der Liebe Gottes und des Nächsten

Dem Nächsten nütze sein,
Den Höchsten recht verehren,
Kann geben dorten Heil -
Und hier den Segen mehren.

Geschminkte Weiber

Damen, die sich gerne schminken,
Lassen sich wohl selbst bedünken,
Daß Natur an ihren Gaben
Müße was versehen haben.
Drum, wer wählen will, der schaue,
Daß er nicht der Farbe trauet!

Das rechte Maß

Viel gedenken, wenig reden
Und nicht leichtlich schreiben,
Kann viel Handel, viel Beschwerden,
Viel Gefahr vertreiben.

Tätigkeit

Wer nimmer nichts versucht,
Der weiß nicht, was er kann.
Die Übung wirkt uns aus,
Beruch der führt uns an.

Brief-Edle

Ein gemalter Brief und ausgelauete
Bullen,
Wer edel noch nicht ist, erst Edel
machen sollen,

So kann wohl eine Maus des Adels
sich vermaßen,
Die einen solchen Brief hat unversehns
gefressen.

Ein Engländerischer Gebrauch

Niemand darf aus Engelland
Was von Reichtum mitte nehmen,
Niemand darf aus Deutschland sich,
Was er will, zu rauben schämen.

September

Der Frühling ist zwar schön,
Doch wenn der Herbst nicht wär,
Wär zwar das Auge satt,
Der Magen aber leer.

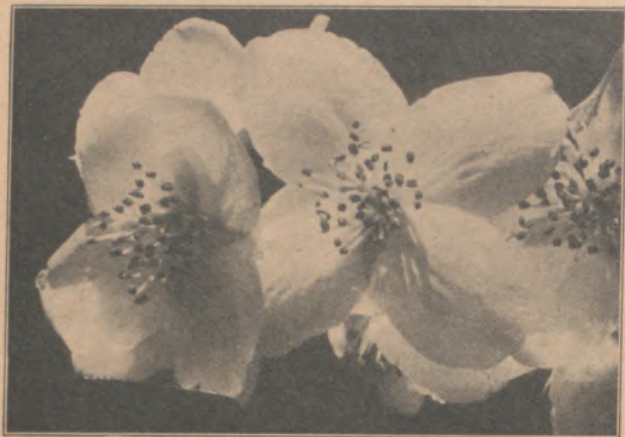
Selbsterkenntnis

Der Schatten pflegt zu stehn,
Nachdem die Sonne steht,
Niemand ist, wenn sie scheint,
Der ohne Schatten geht:
Niemand ist, dem nicht was
Von Torheit folgte bei,
Der, dem der Sinn ist klar,
Der merkt wie groß sie sei.

Torheit

Wenn Torheit fäde weh,
O welch erbärmlich Schrein
Würd in der ganzen Welt
In allen Häusern sein!

(Fortsetzung folgt)



Jasminblüten



Blumenglocken



Holunderblüten und -beeren



Duftender Jasmin

Werksangehörige photographieren

Oben, links und rechts nebenstehend:
Fünf Blütenaufnahmen
von W. Schmülling, Werk Dortmund



Huflattich-Samenstände

Rechts
nebenstehend:
Partie aus dem
Hplerbeker Wald
in der
Morgensonne
Skopar 4,5
Blende 9, 1 Sek.



Aufnahme von
W. Schmülling,
Werk Dortmund



Bild links
nebenstehend:
Beim Einfahren
der Ernte

Aufnahme
von
Franz
Bonnemann

Fahrt der Kriegs- und Arbeitsopfer des Werkes Dortmund zur Dahlienschau, am 12. August 1934

Nicht lange dauerte es, da konnten die Kriegs- und Unfallbeschädigten des Werkes Dortmund wieder einmal eine Familienfahrt unternehmen. Diesmal ging es nicht zum Vater „Rhein“, sondern ins schöne Sauerland. Das Städtchen Dahl mit der bekannten Dahlienschau sollte unser Ziel sein.

Morgens 6 Uhr trafen sich hundert Kameraden am Körnerplatz. Drei mit Hakenkreuzfahnen geschmückte Kraftwagen standen startbereit. Obmann Bracht hatte alles gut organisiert. In froher Stimmung ging die Fahrt über Barop—Vöttringhausen—Hagen—Delfter nach Dahl. Gegen 8 Uhr erreichten wir unsern Bestimmungsort. Bergauf, bergab ging es eine halbe Stunde zu Fuß der Dahleer Schweiz entgegen. Nach Ankunft in dem Gasthof Hegemann stärkten sich alle durch ein gutes Frühstück. Kamerad Bracht verteilte Blumen unter alle Kameraden und Kameradenfrauen; ein Zeichen treuer Kameradschaft. Alle Sorgen waren vergessen, wir lebten mal wieder frisch und fröhlich in den Tag hinein. Mitten aus fröhlicher Unterhaltung wurden wir von Kamerad Bracht aufgefordert, die Dahlienschau zu besichtigen. Ein Führer erklärte uns die einzelnen Blumenarten. Bewunderung und Staunen über die herrliche Blütenpracht malte sich auf allen Gesichtern. Wir waren kaum wieder im Quartier angekommen, als ein Platzregen niederging. Doch konnte er so wenig wie mancher Schauer im Laufe des Nachmittags unsere Stimmung trüben. Ein von uns aufgebauter Schießstand sorgte für Unterhaltung aller Kameraden. Schöne Preise lockten. Kein Wunder, wenn jeder da sein Glück versuchte. Selbst die Kameradenfrauen betätigten sich fleißig an den Schießübungen.

Um 1 Uhr mittags ertönte das uns noch allen gut bekannte und immer mit Sehnsucht erwartete Kommando „Essenholer raus!“ Eine Gulaschkanone stand bereit, gefüllt mit einer appetitlichen Erbsensuppe. Alles stand in Reih und Glied, um mit den Picknaps das Mittagessen in Empfang zu nehmen. Mit lachenden Mienen und unter fröhlichem Geplauder verzehrten alle ihre schmackhafte Portion. Reichlich gestärkt begaben sich die Frauen und Kinder zur Spielwiese und die Kameraden wieder zu ihrem Schießstand. Nun kam Kamerad Stolle (genannt Miki) zu Wort. Er verstand es meisterhaft, für die Unterhaltung der Kleinen und Großen zu sorgen. Wie die Männer beim Schießen, so konnten die Frauen beim Sack- und Eierlaufen ihre Preise holen. Sämtliche

Teilnehmer wurden mit einer kleinen Überraschung bedacht. So verging der Nachmittag im Fluge, und leider mußten wir uns zur Heimfahrt bereit machen. Nach unvergeßlichen Stunden in dem schönen Städtchen Dahl fuhren frohe Menschen in dem Bewußtsein herzlicher Kameradschaft mit Gesang ihrer Heimatstadt Dortmund entgegen.

Augustnacht

Schon als Kind liebte ich sie, diese schweren, oft schwülen Sommernächte. Es ist so schwer, in ihnen zu schlafen.

Es ist so schön, draußen im Garten zu sitzen und dem zarten Flügelschlagen der Nachtfalter zu lauschen.

Solange noch die grünbeschränkte Lampe die Seiten des Buches beleuchtet, finden sie sich alle ein, die nach dem Licht schwärmen.

Wenn ich dann die Lampe lösche, weil ich des Lesens müde bin, dann fühle ich die luftleichten Schritte eines dünnbeinigen Nachtgetiers auf meinem Handrücken.

Alle die anderen Falter, Motten und Nachtschmetterlinge geben sich dann ein Stelldichlein an der Glaskuppel der am Wegrand stehenden Laterne.

Sie suchen das Licht und umschwirren es mit ihren Flügeln und umgehen es mit ihren Fühlern.

Das Liebespaar sucht hingegen das Dunkel der breitästigen Kastanie.

Es will nicht still werden in dieser Sommernacht.

In die Nacht klingt aus Fernen das hohe Lied der Arbeit.

In Abständen wird ein Lichtschein vom Hochofen oder vom blasenden Konverter an den Himmel geworfen.

Das Ohr hat sich längst an die ewige Symphonie der werktätigen Nacht gewöhnt.

So schwer die Nacht, so schwer auch der dumpf klingende Ton nie rastender Maschinen.

Und immer, wenn die Lichter der Sommernacht auf stillverträumte Wiesen und Felder fallen, wenn hinter mir leise das Korn wogt und vor mir schemenhaft Schacht und Hütte mit Förderturm und Esse aufsteigen, dann fühle ich mich stärker verbunden mit meiner Heimat, wo Korn und Kohle so nah beisammen stehen. Westfälischer Boden singt mir dann das Lied von Brot und Eisen.

W. Schaub, Werk Hörde

Die Maschinenstürmer in der Vergangenheit

Schon die griechische Sage weiß zu berichten, daß Prometheus, der den Menschen das Feuer brachte, zur Strafe von Zeus an einen Felsen gekettet wurde, wo ihm täglich ein Adler die bei Nacht wieder nachgewachsene Leber aushakte. Es wird berichtet, daß einst zum Kaiser Tiberius ein Mann gekommen sei, um ihm ein Gefäß aus biegsamem Glas anzubieten. Der Kaiser aber habe befohlen, ihn sofort zu töten, denn, wenn diese Kunst bekannt würde, sei eine „Umwertung aller Werte“ und damit eine schwere Schädigung der Besitzenden unausbleiblich. Und bei Sueton lesen wir, daß Kaiser Vespasian einem Ingenieur, der sich erbot, Säulen großen Formats mittels einer mechanischen Neuveranordnung ganz billig nach dem Kapitol zu schaffen, zwar reich beschenkte, aber das Angebot mit den Worten zurückwies: „Er müsse darauf achten, daß dem Pöbel die gewohnten Futterplätze erhalten bleiben.“

So war es nicht verwunderlich, daß der technische Fortschritt im Altertum gering war. Der freie Mann verachtete die Arbeit, die technisch-wirtschaftliche Betätigung. Außerdem sorgte die Sklaverei in den herrschenden Staaten für billige Arbeitskräfte, so daß arbeitsparende Neuerungen nur selten benutzt wurden.

Auch im Mittelalter war es teils die unzureichende Naturerkenntnis, infolge der Behinderung der wissenschaftlichen Forschung durch die kirchliche Zensur, teils die Fortschrittsfeindlichkeit des Zunftsystems, die größere Erfindungen nicht aufkommen ließ. Niemand soll etwas Neues entdecken oder erfinden oder gebrauchen, so warnt schon eine Thorer Zunfturkunde aus dem Jahre 1523.

1570 verbot die Nürnberger Reichsmiedezunft, sich des Hauzeugs weiterzubedienen. 1572 verwarf die dortige Fingerhutzunft das Drehrad als „gesuchte Neuveranordnung“, es müsse bei der Drehlade bleiben. Je arbeitsparender und somit wirtschaftlicher das Neue war, desto unerbittlicher wurde es bekämpft. Ende des 16. Jahrhunderts wurde der Erfinder des kleinen Bandstuhles in Danzig zwar nicht ersäuft, wie die Sage berichtet, sondern von Haus und Hof gejagt. In Hamburg ließ der Magistrat die Bandmühle durch den Henker verbrennen, überall tat man sie zunächst in den Bann, gab sie aber schließlich für die Weber frei in Anbetracht des niedrigen Anschaffungspreises und des Umstandes, daß sie „mit Tritten und Schäften zum richtigen Weben versehen“ noch deutlich die Handarbeit markiere. Ihre verbesserte Auflage, der Bandstuhl, ein viel leistungsfähigeres, aber auch viel kostspieligeres Instrument, mit dem ein ungelernter Arbeiter bis zu sechzehn Bändern gleichzeitig herstellen konnte, wurde in fast allen deutschen Ländern schließlich durch kaiserliches Edikt von 1688 für das ganze Reich verboten, ebenso war dies in England, der Schweiz und den Niederlanden der Fall. Trotzdem drang die Bandweberei bald darauf in Sachsen, durch Friedrich Wilhelm I. als freies Gewerbe auch in Preußen ein, indes der Kölner Magistrat bis 1750 an dem Verbot festhielt.

Das zu Beginn des 16. Jahrhunderts aufgekommene Handstricken hatte vielen Frauen und Kindern Beschäftigung gegeben. Als nun der Engländer Mac Lee 1589 um ein Patent für seinen Strumpfwirkerstuhl einkam, versagte die Königin Elisabeth den Passierschein mit der Begründung: „Sie habe die armen Leute, die jetzt ihr Brot mit Stricken erwerben, viel zu lieb, um eine Erfindung zuzulassen, die sie an den Bettelstab brächte.“ Erst 1624/1625 erhielt der Strumpfwirkerstuhl die staatliche Konzession in England; in Deutschland fand die Erfindung wohl erst ein Jahrhundert später Eingang. Dabei ersparte der Strumpfwirkerstuhl in seiner damaligen Gestalt keineswegs viel Arbeit. Nach Angaben der damaligen Zeit machte er alle Tage einen Strumpf fertig.

Bisweilen vermochte das gestörte Gewerbe durch Intrigen und kleine Künsteleien die Neuveranordnung zu sabotieren. Als Ludwig XIV. z. B. über die Zulassung des Strumpfwirkerstuhls zu entscheiden hatte, bestachen die Strumpfwirker den Kammerdiener, damit er in den mechanisch hergestellten, dem König als Probe vorzulegenden Strümpfen einige Maschen zerschneide. „So erhielten sie keinen Beifall.“

Die Sägemühle, die bereits in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Augsburg bekannt war, die einem Mann ermöglichte, gleichviel zu leisten wie zwanzig Handflügel, erhielt nur aus Gründen der Exportsteigerung 1530 in Norwegen den Passierschein. Noch anderthalb Jahrhunderte später weigerte sich der sonst so vorwärts drängende Colbert die Sägemühle in Frankreich zuzulassen mit der Begründung: „Er wolle dem Volke Beschäftigung verschaffen und nicht den gewohnten Verdienst rauben.“

Als in England die Methode der Koksverhüttung die Holzkohle verdrängte und Lord Dudley 1620 ein Patent auf Verhüttung von Eisen im Koksofen erbat, erhob sich wegen des drohenden Sturzes der Waldbrente ein mächtiger Lärm von Seiten der Bodennagaten der Forstwirtschaft. Das Verbrennen der Steinkohlen erzeuge giftige Dämpfe und schade der Volksgesundheit und dem Teint der Hofdamen. Der Rauch töte die Vögel und schwärze die Wolle der Schafe. Man verstand die Hintertreppen zu laufen und zu „schmieren“ mit dem Erfolg, daß die Lizenz nur unter Bedingungen gegeben war.

Aus dem Jahre 1707 wird berichtet, daß der Erfinder des Dampfkochtopfes und der Zylinder-Dampfmaschine, der Marburger Professor Papin, mit den Schiffen in Streit geriet, als er mit einem selbsterbauten Dampfboot die Fulda bis Münden hinabfuhr mit dem Ziel, eine Fahrt nach England zu wagen. Die Schiffergilde schlug ihm das kunstvolle Schiff in Stücke, aus Furcht, durch allgemeine Einführung der Neuveranordnung überflüssig zu werden.

In der Textilindustrie erfolgte der erste Schritt zur Mechanisierung 1735 durch Modernisierung des Weberschiffchens. 1765 erfand ein armer englischer Weber die achthändige Spinnmaschine, die später zur zwanzigständigen Spinnmaschine verbessert wurde. Diese Maschine wurde in der Folge noch weiter verbessert bis zur 2000ständigen Spinnmaschine des Webers Crompton. Gegen alle diese epochemachenden Erfindungen brach der Sturm des Volkes los.

James Watt, der die Dampfmaschine 1769 erfand, jenen Arm, der nie zu seuern braucht, weil er nie ermüdet, war in Glasgow der dauernden Aufsicht der Zünfte unterstellt, die ihn nach bestem Vermögen schlanierten.

Bereits 1769 sah sich die englische Regierung veranlaßt, ein Gesetz zu schaffen, das die Zerstörung von Maschinen mit dem

Tode bestrafte. — Neben dem Haß des Volkes erregte das Neue den Spott der Gebildeten. Als Benjamin Franklin, der Erfinder des Blitzableiters, in einem Vortrag in London auseinandersetzte, daß eine Eisenstange die Elektrizität anzuziehen vermöge, war sein einziger Erfolg ein großer Heiterkeitsausbruch seiner Zuhörer. Der italienische Physiker Galvani, der die Elektrizität entdeckte, wurde als Tanzmeister der Frösche verspottet. Als der verstorbene Thomas A. Edison 1873 in einer Versammlung zu Paris zum erstenmal seinen Phonographen vorführte, erhob sich ein Sturm der Entrüstung. Man glaubte nämlich, von einem Bauchredner zum Besten gehalten zu werden. Noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts warnte ein Hochschullehrer seine Studenten, sich mit Versuchen zur Erfindung des Automobils abzugeben, weil dies doch „vergebliche Liebesmühe“ sein werde. Bezüglich des Fliegens wurde erklärt, daß es nicht wahrscheinlich sei, daß der Mensch jemals durch einen flügelähnlichen Mechanismus sein eigenes Gewicht in die Höhe heben und in der Luft halten könne.

Wie blindlings feindselig die Menschen jeder Neuveranordnung gegenüber waren, das zeigte sich bei der reichlich späten Einführung des gregorianischen Kalenders in England 1752. Als damals auf Anordnung der königlichen Gesellschaft zwecks Kalenderkorrektur elf Tage übersprungen wurden, ergab es sich, daß Mitglieder dieser Gesellschaft auf offener Straße vom Volke verprügelt wurden, mit der seltsamen Begründung, man habe ihnen elf Tage ihres Lebens geraubt. — Ob wir modernen Menschen wohl fortschrittlicher denken als unsere Vorfahren? Dr.



3303/II

Spinnen
Radierung von Kühler

Goethe über Deutschland

Wir entnehmen den folgenden Aufsatz mit Genehmigung des Verlages F. J. Lehmann, München, dem Büchlein „Der nationale Goethe“ (Kart. M. 1.50). Eine Zeitlang wollte man von gewisser Seite aus Goethe zum Dichter der Internationalität, zum „vaterlandslosen Gesellen“ machen. Schrumpft, der seinen nationalen Goethe in vielen deutschen Städten unter donnerndem Beifall vorgetragen hat, läßt nur Goethe selbst sprechen. Sein Büchlein ist eine herrliche Auswahl aus dem unbekannten Goethe, die beweist, wie deutsch Goethe fühlte und dachte.

Wir ist nicht bange, daß Deutschland eins werde!

Aber es sei vor allem eins in Liebe untereinander, — und immer sei es eins gegen den auswärtigen Feind! — Dann erst in Handel und Wandel, Maß und Gewicht und in hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag und die alle in zweite Linie rücken. Die Hauptsache ist, daß die Klasse rein bleibt! Rein, und sich selber gleich, wie schon Tacitus sie einst rühmte.

So nur werden wir ein Volk! So nur werden wir eine Einheit! So nur werden wir Offenbarungen und Betätigungen der Geisteswelt und fähig, das Grundelement des Urvolkes der Germanen zu erhalten und zu steigern, ohne das Große und Gute aller Zeiten und Völker von uns wegzuweihen, das uns doch wieder mit der gesamten Menschheit verbinden muß!

Der Geist der Wirklichkeit ist das wahre Ideale!

Aber — die Einheit Deutschlands besteht nicht etwa darin, daß das große Reich eine einzige große Residenz habe . . .

Das wäre ein Irrtum! . . .

Man hat einen Staat mit einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen . . . Die Residenz eines Staates ist sein Herz. — Sind die Glieder nun sehr entfernt vom Herzen, so wird das zufließende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden . . .

Aber Deutschland ist doch nur groß geworden durch eine bewunderungswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reiches gleichmäßig durchdrungen hat!

Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, — oder gar nur . . . eine, . . ., da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stünde, ja auch nur um einen allgemein verbreiteten Wohlstand, der doch mit der Kultur Hand in Hand geht.

Deutschland hat über das ganze Reich verbreitete Universitäten, Bibliotheken, Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche. Gymnasien, — Schulen für Technik und Industrie gibt es fast im Ueberfluß. Dazu die Theater, — Anstalten für Musik und Gesang, — alles bedeutende Förderer höherer Volksbildung.

Raum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte!

Aber gewiß! Die heutige Zerrissenheit Deutschlands ist betrübend.

Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen können: hier ist Deutschland!

Bloß, als wir endlich die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall!

Das wäre mein Ideal!

Glauben Sie doch ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit! — Volk! — Vaterland!

Rein! — Diese Ideen sind in uns! Sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen!

Wir liegt Deutschland sehr am Herzen. —

Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen — und so miserabel im Ganzen ist!

Und wir sollten doch Rechenschaft ablegen allen vergangenen Geschlechtern, und Schutz sein den künftigen!

Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, — und in der Wissenschaft und Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität.

Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leiserer Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören, das weiß, was es will und soll in der Welt, und das sich bewußt ist, daß nationale Ehre kein Traum, und ein nationales Dasein nicht durch charakterlose, internationale Schwärmer — nach welcher Seite auch ihr Herz sich neigt — erkämpft oder erhalten werden kann! . . .

Die künftigen Zeiten brauchen Männer!

Mich tröstet nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft!

Ich halte ihn fest, diesen Gedanken!

Ja! — Das Deutsche Reich verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft!

Das Schicksal der Deutschen ist noch nicht erfüllt!

Hätten Sie keine andere Aufgabe gehabt, als das Römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen, sie würden längst zugrunde gegangen sein!

Da sie aber fortbestanden sind, und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie noch eine große Zukunft haben, eine Bestimmung, welche um so viel größer sein wird denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des Römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht!

Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht vor- auszusehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen.

Nur eines: Zusammenhaltet euren Wert, und euch ist niemand gleich!!

Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch daselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch — und vorzugsweise — nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voranstrebe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht, der Tag, an dem wir mit heiligem Grimme alle Gemebe der Tyrannen zerbrechen und nur noch eines kennen: Siegen oder Fallen!! — Untergang oder Auferstehen! — Auferstehen, mit schöpferischer Kraft! . . .

Dann sind wir Deutsche wiederum, dann sind wir wieder groß!!

Was sind Irrlichter?

Irrlichter gehören zu den Naturerscheinungen, die fast jeder schon seit seiner Kindheit kennt, d. h. von denen er weiß, wo und wie sie auftreten und wodurch sie entstehen; über die man aber doch in der Tat nur herzlich wenig wirklich Feststehendes auszusagen vermag. „Irrlichter“, so heißt es, „erscheinen in moorigen, sumpfigen Gegenden, sind trügerische, wie das ferne Licht eines Gehöftes aussehende und doch rasch ihren Standort wechselnde Lichter, die den einsamen Wanderer ins Verderben locken, so daß er im Sumpf umkommt, und sie entstehen durch Entzündung der sich im Moore entwickelnden Sumpfgase.“ Soweit ist die Sache „bekannt“, und doch ist schon hier vieles unklar: Wodurch entzündet sich das Gas, und wie kann eine Flamme weite Strecken zurücklegen?

Versucht man dem Wesen der Irrlichter auf den Grund zu gehen und sammelt zunächst Beobachtungen darüber, so wird bald klar, daß unter der Flagge eines Irrlichtes viele gänzlich verschiedene Erscheinungen liegen, die nichts miteinander gemeinsam haben als eine gewisse mehr oder weniger große Helligkeit, die sie verbreiten. Bald treten sie scharenweise zu Hunderten oder Tausenden auf, bald vereinzelt; bald sind sie groß wie ein Haus, bald nur einen oder wenige Zentimeter lang.

Eine kennzeichnende, mit anerkennenswerter Genauigkeit aufgezeichnete Beobachtung, die vor einiger Zeit der Schriftleitung des Kosmos von einem seiner Mitglieder zugeht, sei hier wiedergegeben: „Wir fuhrten im Auto auf ziemlich gerader Landstraße. Es war etwa 7½ Uhr, im Verhältnis zur Jahreszeit eine fast unnatürlich warmseuchte Witterung, die Straße naß wie nach starkem Regenguß. Ein staunender Ausruf unseres Wagenführers ließ uns aufmerksam werden: noch weit entfernt am Horizont blühten Hunderte kleiner Lichter auf. Unser erster Gedanke war an einen großen Meßplatz, dann an einen herannahenden Fackelzug, da sich die Lichtlein leicht schwenkend auf und ab bewegten. Es zeigte sich, daß die bunten Flämmchen auf einer großen Wiese standen, etwa einen halben Meter vom Erdboden entfernt. Wir fuhrten (acht Minuten später) zurück, um in derselben Gegend die Wiese nochmals zu erschauen, aber nichts Außergewöhnliches war mehr zu sehen.“

Diese Beschreibung lautet ganz ähnlich wie viele andere, die von rätselhaften Leucht-Erscheinungen gegeben worden sind, und es sind das noch solche, die sich am wenigsten einer Deutung durch bekannte Vorgänge nachsehen. Allerdings ist die alte Erklärung mit brennendem Sumpfgas schwer zu halten. Zwar ist bekannt, daß bei Fäulnis- und Gärungsvorgängen, wie sie unter Luftabschluß in der Tiefe von Sümpfen und Mooren vor sich gehen, die dabei tätigen Kleinlebewesen Gase entwickeln, nämlich Wasserstoff, Kohlenäure und Sumpfgas. Der Gehalt an den einzelnen Gasen ist je nach den Entstehungsbedingungen verschieden, meist aber ist brennbares Sumpfgas so wenig, Kohlenäure dagegen so reichlich vorhanden, daß man sich schwer vorstellen kann, wie dieses Gemisch brennen sollte, zumal der Zündungsvorgang unbekannt ist. Denn das ist am aller-schwersten begreiflich zu machen, wodurch ein solches Gas zum Aufblammen kommen sollte. Elektrische Vorgänge oder gar Reibungsvorgänge können unmöglich in Frage kommen, und für die Anwesenheit selbstentzündlicher Gase lassen sich keine Gründe beibringen, obgleich man versucht hat, diese für eine Erklärung heranzuziehen. Trotz dieser Schwierigkeiten ist aber in zwei Fällen das Aufblammen von hochsteigenden Gasblasen einwandfrei beobachtet worden. In einem Falle handelte es sich um einen kleinen Dorfteich, dessen Wasser Sammelboden für allerlei verwesende Teile war. Abfälle einer Sägemühle, einer Gerberei, tote Hunde und Katzen und dgl. sammelten sich darin an. Auf der Oberfläche schwammen dicke Kladen von

Algen, und es wurde verschiedentlich beobachtet, wie solche Ballen plötzlich platzen, „unter gleichzeitigem Aufleuchten einer gelblich-bläulichen Flamme. Es war nicht ein blitzartiges Aufblammen, sondern vielmehr ein ruhiges, einige Sekunden andauerndes Brennen mit deutlich vernehmbarer Geräusch.“ Der Vorgang wurde wiederholt beobachtet und, was besonders bemerkenswert ist, bei Tage! Eine ähnliche Beobachtung wurde in der französischen Stadt Lille vor über fünfzig Jahren gemacht. Auch hier war es ein als Abfall-Sammelstelle dienendes, stehendes Gewässer, an dessen Oberfläche öfters das Aufblammen von Gasblasen beobachtet wurde. Eine Erklärung für das Aufblammen war allerdings auch hier nicht zu geben.

Diese Schwierigkeiten veranlaßten den Engländer Sanford, auf eine andere Erklärungsmöglichkeit aufmerksam zu machen. Von verschiedenen Beobachtern, denen es gelang, nahe an Irrlichter heranzukommen, so daß sie hineingreifen konnten (wobei dann allerdings das Licht meist spurlos verschwand), wird berichtet, daß es keine heißen Flammen seien, sondern kaltes Licht. Auch Brandspuren sind nie gefunden worden; und der Physiker Knorr, der seinen messingbeschlagenen Spazierstock eine Viertelstunde in ein Licht hielt, das er für ein Irrlicht anfaß, konnte keine Erwärmung feststellen. Solches kalte Leuchten ist nun in verschiedenen Erscheinungsformen bekannt. Es sei nur an das Leuchten von faulendem Holz, von Fischresten u. a. erinnert. Dabei sind es Leuchtbakterien, die sich festgesetzt haben und einen hellen Schein um sich herum verbreiten. Eine ganze Anzahl solcher leuchtender Bakterien ist bekannt, darunter auch einige, von denen man weiß, daß sie in Sümpfen entstehen.

Die Vermutung scheint demnach durchaus berechtigt, daß durch die hochsteigenden Gasblasen auch Schwärme solcher Bakterien mitgerissen werden und, sobald sie mit dem Sauerstoff der Luft in Berührung kommen, aufleuchten. Es hat sich nämlich nachweisen lassen, daß Kohlenäure die Leuchtbarkeit unterdrückt, während Luft und der darin enthaltene Sauerstoff auch „erloschene“ Bakterien bald wieder zum Leuchten bringen. Diese Deutung würde auch keineswegs mit einer gewissen Beweglichkeit der Irrlichter im Widerspruch stehen, sofern sie vom Winde bewirkt werden könnte. Eine Eigenbeweglichkeit wird man den Bakterienwärmen aber wohl kaum zuschreiben dürfen.

Die beiden dargelegten Erklärungsversuche für Irrlichter, brennendes Sumpfgas und Leuchtbakterien, sind aber noch nicht genügend gesichert und insbesondere noch nie wirklich „am lebenden Objekt“ nachgewiesen worden. Es kann wohl so sein, aber der bindende Beweis fehlt. Es ist daher nicht verwunderlich, daß sehr viele Forscher überhaupt nichts von einer besonderen Erscheinung „Irrlichter“ wissen wollen, sondern alle derartigen Beobachtungen durch andere bekannte Erscheinungen deuten. Insbesondere können für Beobachtungen, wie sie oben geschildert sind, elektrische Vorgänge verantwortlich gemacht werden, wie sie z. B. im St.-Elms-Feuer bekannt sind. Dieses ist eine Glimentladung, die bei sehr großen elektrischen Spannungen in der Atmosphäre, wie sie z. B. vor Gewittern vorkommen, zwischen der Erde und der darüber befindlichen Luft auftritt. Ebenso, wie Glimentladung am Funkeninduktor zuerst an hervorstehenden Spitzen und Kanten auftritt, so findet sich das St.-Elmsfeuer als bläulich-violettes, schwach leuchtendes Funkenbündel an den Spitzen der Bäume und Sträucher, an scharfen Steinen, Kirchtürmen und sonstigen Punkten der Erdoberfläche. Daher tritt es auch besonders häufig auf Bergen, die hoch in die Luft hineinragen, auf. Obwohl die anfangs geschilderte Beobachtung sonst in allem leicht als St.-Elms-Feuer gedeutet werden könnte, so müßte diese Erklärung dann versagen, wenn andere höher ragende Gegenstände, etwa Bäume, in der Nähe gestanden und kein solches Leuchten gezeigt hätten.

(Schluß folgt)



Aus unseren Werken



Nordseefahrt der Lehrwerkstatt, Werk Dortmund

Von A. Schuster, früher Dortmundener Union, Brückenbau A.-G.



Bild 1: Am Strand in Wilhelmshaven in voller „Schludbemalung“

wer uns selbstverständlich begleitet, wie immer auf all unseren Wanderungen, das ist die gütige „Lehrlingsmutter“, die Frau Gemahlin unseres Führers. Fürwahr, sie hat für uns gesorgt wie eine Mutter für ihre Kinder. Wir werden es ihr nie vergessen. — In rascher Reihenfolge gibt uns der Führer Abfahrts- und Ankunftszeit der Züge sowie alles andere bekannt, was bei großen Fahrten üblich ist. Einer erhält den Eimer mit zehn Pfund Erdbeermarmelade, den er gewissenhaft zu verwalten hat. Es ist ausgerechnet ein Lehrling aus der Buchhaltung, der sein Amt bestimmt treu versehen wird. Ein goldenes Hauptbuch in der Tasche, kann er genau Buch führen. Soll — Haben, soll gehabt haben. — Zweiten werden die Kochtöpfe mitgegeben, und wieder anderen zweiten wird der Auftrag erteilt, vorerst den Regimentsack — ein Rucksack mit Lebensmitteln im Gewicht von gut 50 Pfund — zu tragen. Jeder hat sein Verbandpäckchen bekommen. — Man wünscht sich gegenseitig eine „Gute Nacht“, um am anderen Morgen um 12½ Uhr in der Bahnhofshalle zu erscheinen. — Alles ist am anderen Morgen zur festgesetzten Zeit an Ort und Stelle, die Hitler-Jungen in Uniform. Angst braucht keiner zu haben; sie haben ihr Fahrtenmesser mit sich. Punkt 13 Uhr fährt der Zug ab. Ein „Gott sei Dank“ entringt sich unserer Seele. Auf diesen Augenblick haben wir doch schon lange gewartet. Ein paar herrliche Tage haben wir vor uns. Man kommt mal heraus aus dem täglichen Einerlei.

In schneller Fahrt bringt uns der Zug nach Münster, wo wir umsteigen, weiter nach Osnabrück, wo wir abermals umsteigen, dann nach Oldenburg. Hier steigen wir nochmals um und machen einen kleinen Gang durch die Stadt, spazieren über den Wall am Schloß vorüber. Es ist Samstagnachmittag. Die Glocken läuten. Wir nehmen dieses Geräusche mehr denn je in uns auf. In Oldenburg besteigen wir den Zug, der uns nach Wilhelmshaven bringt. Die Fahrt durch das Oldenburgische ist langweilig. Weiden, Weiden und wiederum Weiden. Wohlgenährtes Vieh graßt auf ihnen. Ah und zu beloben Heide und Moor das Landschaftsbild. Gegen 21 Uhr treffen wir in Wilhelmshaven ein. Schnell geht es zur Jugendherberge und in die Betten.

Wilhelmshaven — die „grüne Stadt am Meer“! Jeder Binnenländer, der zuerst nach Wilhelmshaven kommt, fühlt sich mit unwiderstehlicher Gewalt zum Meere hingezogen. Es ist Sonntagmorgen. Von der Herberge ist es nicht weit zum Hafen. Eben sind wir um die Lagerschuppen, da bleiben wir plötzlich auf der Stelle stehen. „Was ist denn das?“ Es ist der „Ehrenfriedhof der deutschen Flotte“, zwei kampfunfähige Kreuzer und ein Linienschiff. Durch die unsinnigen Bestimmungen des Versailler Vertrages sind sie außer Dienst gestellt worden. Wir sollten die Auswirkungen des Versailler Vertrages an anderer Stelle noch deutlicher sehen. Wir gehen über die Kaiser-Wilhelm-Zugbrücke und kommen an den Süstrand. Vor uns liegt der Jadebusen. Man merkt es gleich, eine köstliche Brise weht vom Wasser. Weiter führt uns unser Spaziergang über den Deich zum Nordstrand. Wir treffen am Strand eine Abteilung Reiter-SM, an die eifrig übt. Ueber den „jätzlichen Ton“ des Rittmeisters sind wir nicht wenig erstaunt. In ein paar Minuten erreichen wir das eigentliche Nordseebad. „Hier ist es schön“, behaupten wir und beschließen nach dem Mittagessen wieder hinzugehen.

Was überhaupt das Essen anbetrifft, so hatten wir eine reichhaltige Speisekarte. Die von unserer „Lehrlingsmutter“ trefflich zubereiteten Mahlzeiten waren wie folgt: Grünternsuppe mit Speck, Pudding; Fleischklöße, Graupensuppe mit Kartoffeln, Milchreis; gebratene Rotzunge mit Salzkartoffeln; Erbsen mit Speck und Kartoffeln; Nudeln mit Speck, Mischobst; Hering mit Pellkartoffeln; Schweinefleisch mit weißen Bohnen und Kartoffeln; Haseflocken-Milchsuppe; frische Bratkartoffeln mit Ei; deutsches Beefsteak mit Salzkartoffeln und Wirsing, Obst; Tomatenreissuppe; Bratkartoffeln mit Wirsing; Tee, Kakao, Raffee, Marmelade, Käse, Wurst.

11. August 1933

— 18 Uhr! Eine Stunde später treffen sich die Fahrtteilnehmer im Musiksaal des Jugendheimes. Zum größten Teil sind es Lehrlingskinder aus dem zweiten Lehrjahr, alles frohe Hitler-Jugend. Wie ihre Augen glänzen und wie sie lachen! Es freuen sich noch mehrere mit ihnen. Auch einige Angestellte des Werkes haben sich angeschlossen. In ihnen ist ebenfalls der uralte Wandertrieb der Deutschen wachgeworden; und

ihnen ist ebenfalls der uralte Wandertrieb der Deutschen wachgeworden; und

Nachdem wir uns nun sattgeessen, fahren wir in unserer Erzählung fort. Nachmittags ging es zum Nordbad. Hier gibt es im Gegensatz zum Süstrand etwas Sand. Eifriger Wettbewerb herrschte im Bauen von Strandburgen. Es entstanden gar sehenswerte Burgen, von Plastikern und Bildhauern erbaut. — Eine Schludwanderung — Waten durch Schlamm — machte uns sehr viel Spaß. Man strich sich gegenseitig mit dem Farbmittel „Schlud“ an (Abb. 1). Eine Charlie-Chaplinade eines heiteren Fahrtenbruders im Schlud rief viel Lachen hervor. Als die Flut einsetzte, lehrten wir zum Strand zurück. Wir verbrachten den Rest des Tages mit Strandpromenade, Ballspiel, Krebsfangen usw. Wir genossen so recht die erquickende Sonne des Strandlebens.

Am nächsten Morgen widmeten wir uns Wilhelmshaven-Rüstingen. Wir statteten dem Ehrenhain, dem Marine-Friedhof, einen Besuch ab. Fern von dem Lärm der Stadt ruhen hier die zur See gefallenen Helden des Weltkrieges. Der zerichossene Mast von „S.M.S. Seydlitz“ ist zum Gedenken der Toten dieses Schiffes errichtet. Schlichte Holzkreuze zieren die anderen Gräber; inmitten eines Feldes ragt ein großes Holzkreuz gen Himmel. Die den Ehrenhain umgebenden Kiefern sind stumme Wächter.

Was uns in Wilhelmshaven weiter interessierte, war die Marine-Gedächtniskirche. Sie hinterläßt im Beschauer mit ihren Flaggen, Wappen und Rettungsringen der untergegangenen Schiffe einen tiefen Eindruck. Tritt man in die Kirche, ist es einem, als rief eine Stimme: „Ziehe deine Schuhe aus, es ist eine heilige Stätte, die du betrittst!“ Auch das Delgemälde am Altar fand unsere Bewunderung.

Nicht zu vergessen ist der „Lange Heinrich“, ein riesengroßer Schwimmkran (Abb. 3). Spielend kann er Schiffe und andere schwere Lasten heben und befördern. Die Engländer wollten ihn gern als Kriegsbeute an sich nehmen; jedoch erklärten die deutschen Ingenieure, daß es unmöglich sei, ihn über den

Kanal zu bringen, womit sich die Engländer begnügen mußten und dafür andere kleine Kräne belamen. — Dienstag geschah das große Ereignis: die Fahrt nach Helgoland! Wie hatten wir uns schon Wochen vorher darauf gefreut und immer wieder darüber gesprochen. Morgens um 6 Uhr marschierten wir zur Dampferanlegestelle. Schon unterwegs sahen wir viele Fahrtteilnehmer. Die Unterhaltung war recht lebhaft. Nachdem alle an Bord waren, gab die Sirene endgültig das Zeichen zur Abfahrt. Die Musik setzte ein, und ab ging es. Es war ein schönes, stattliches Schiff, die „Roland“, mit der wir fuhren. Sie kann 3200 Passagiere aufnehmen. In schneller Fahrt brachte uns die „Roland“ von Wilhelmshaven aus durch den Jadebusen am Vogelparadies Mellum und am Leuchtturm „Hoher Weg“ vorbei nach Bremerhaven. Wir hatten Gelegenheit dort die „Europa“ zu bewundern. Majestätisch und erhaben lag sie am

Kolumbus-Kai. Die Schornsteine wurden kurzzeitig angestrichen. Wie Zwerge sahen die Anstreicher aus, die hoch oben auf dem Gerüst saßen und den Schornsteinen ein neues Gewand gaben. Nur durch das Glas waren sie deutlicher zu erkennen. Um einen ungefähren Begriff von der Größe der „Europa“ zu haben, seien nur einige Zahlen angegeben. Die Hauptachsen der beiden elliptisch geformten

Schornsteine der „Europa“ sind 18 mal 7 Meter groß. Im Schornsteinmantel könnte ein vierstöckiges Wohnhaus Platz finden. Jeder der beiden Masten des Dampfers „Europa“ ist 72 Meter hoch. — Das Schiff hat einen Rauminhalt von 51 000 Bruttoregistertonnen. Die Länge beträgt etwas mehr als 285 Meter und die Breite 31 Meter. Bei voller Beladung des Schiffes können 2 200 Fahrgäste befördert werden. Gern hätten wir die „Europa“ besichtigt. Aber nachdem neue Fahrgäste aufgenommen waren dampften wir wieder ab. Noch einmal richteten wir unseren Blick auf die „Europa“ und den Kolumbus-Bahnhof, den Auswandererbahnhof.

Nun fuhren wir durch die Wefermündung wieder vorbei am Leuchtturm „Hoher Weg“ Helgoland entgegen. Noch einmal kamen wir an einem Leuchtturm vorbei; es war der „Rotesand-Leuchtturm“; wir begrüßten seinen Wärter und er uns. Wir befanden uns jetzt auf offener See. Ganz vereinzelt konnte man einige Fischer sehen. Man denkt



Bild 2: Helgoland



Bild 3: Der riesige Schwimmkran in Wilhelmshaven, genannt „Langer Heinrich“

plötzlich daran, daß unter diesen Fischern viele Helden sind und daß ihre Heldentaten still sind wie sie selbst. Die Fahrt auf die Nordsee hinaus bietet unergleichen Eindrücke. Wir warteten alle auf den Augenblick, da wir das „große Wunder“ erleben durften. Jeder wollte Helgoland zuerst sehen. Wir atmeten die Salzluft ein und verspürten zuerst einen gelinden Schmerz, bis wir uns an sie gewöhnt hatten. Man bemerkte einige Unglücksandidaten an deren Gesichtsfarbe; jedoch war zum Glück keiner seekrank geworden. Wir waren mächtig stolz darauf, daß wir schon so see- und wetterfest waren. Ständige Begleiter unseres Schiffes waren die Möwen. Blichschnell stürzten sie in die Wellen, um die von uns hingeworfenen Bissen zu schnappen. Nach etwa drei Stunden Seefahrt von Wilhelmshaven aus ertönte der Ruf: „Helgoland in Sicht!“ Verschwommen hoben sich die Umrisse der Insel am Horizont ab. Alle drängten sich nach vorn, in erster Linie die Photographen, um eine Aufnahme von Helgoland (Bild 2) zu machen. In kurzer Zeit waren wir angelangt. Die „Roland“ warf ihre Anker. Das Ausbooten konnte beginnen. Schnell kamen die Motorboote angefahren; die wettergebräunten Helgoländer waren beim Ausbooten sehr behilflich. Solch ein Menschenanschlag war uns noch nicht begegnet. Wir konnten den Blick nicht von ihnen wenden.

Die Bewohner von Helgoland sind fast ausschließlich Nachkommen der friesischen Urbevölkerung, die schon zur Römerzeit dort hauste. Sie haben sich sehr rein in der Rasse erhalten und unverändert ihr deutsches Wesen bewahrt. Sie gefallen mir sehr, diese großen, kräftigen Menschen, die meist blondhaarig und gut gewachsen sind. Ihre Sprache konnten wir nicht verstehen. Sie sprechen ein eigenes Platt neben dem Hochdeutschen. Bevor wir die Anlegestelle beschritten hatten, wurden wir noch ein paarmal photographiert. Alles stürzte gleich in die Läden, um hier die zollfreien Artikel zu kaufen. Wir hatten es nicht so eilig damit. Zuerst wollten wir Helgoland studieren. Schnell hatten wir die 170 Stufen erstiegen, die zum Oberland führen. In seiner größten Erhebung ist der rote Fels, der wie eine Wundererscheinung aus dem Meere herauswächst, 60 Meter hoch. Schnell hatten wir das Felsenland umgangen. Es ist ungefähr 1,5 Kilometer lang und etwa 600 Meter breit. Auf ziegelsteingepflasterten Pfaden, die etwa drei Meter breit sind, bummelten wir zum Nordkap, der Spitze der Insel, wo zwei große Nebelhörner aufgestellt sind. Bei unserem Rundgang kamen wir an dem kleinen Kirchlein und dem Deutschlandhaus vorbei, in dem Hoffmann von Fallersleben, angeregt durch einen abendlichen Spaziergang, im Jahre 1841 das Deutschlandlied niederschrieb.

Das Oberland ist viel zu klein, um die nötige Menge an Kartoffeln und Getreide zu liefern; wegen des kargen Graswuchses ist auch an Viehzucht nicht zu denken. Es wird Fischfang getrieben, von dem Helgoland heute jedoch nicht allein bestehen könnte. Zum größten Teile leben die etwa 2500 Menschen des

Felsenlandes von dem Fremdenverkehr, der ihnen Geld bringt.

Viel Aufsehen erregen die kleinen Helgoländer Mädel und Buben in ihren Trachten. Mit heller Stimme boten sie uns ihre „Andenken an Helgoland“ an. Grön is det Lunn, Road is de Kant, Witt is de Sunn, Deet is det Woopen Van't hillige Lunn.

Hier auf Helgoland muß jeder Kranke gesund werden; darum ist Helgoland das „heilige Land“. Es gibt einen einmaligen Zauber, den zu erleben



Bild 4: Jugendherberge in Hörnum

eigentlich aller Deutschen Wunsch und Verlangen ist. Aus den schnell hergefügten Sprüchlein der kleinen Helgoländer erfuhren wir, daß diese ausgedehnte Buntfandsteininsel Jahr um Jahr der Gewalt des Weststurmes und des ewig anstürmenden Tidestromes, der Flut, mehr und mehr zum Opfer fällt.

Ein eigentümliches Gefühl beschleicht einen, wenn man noch die vorhandenen Gleisanlagen auf Helgoland sieht. Sie dienten früher zum Transport von Munition. Helgoland war bekanntlich eine mächtige Feste, die durch den Versailler Vertrag geschleift werden mußte. Artikel 198 des V. Teiles des Versailler Vertrages lautet:

„Befestigungen, militärische Anlagen und Häfen der Insel Helgoland und der Dünen werden unter Aufsicht der Regierungen der alliierten Hauptmächte von der deutschen Regierung auf eigene Kosten zerstört.“

Im Osten streckt sich die Düneninsel entlang, auf der Badebetrieb herrscht. Durch das Glas konnte man auch den „Friedhof der Heimatlosen auf der Helgoländer Düne“ erkennen. Ihnen zu Ehren sind folgende Worte geschrieben:

Ihr Namenlosen im weißen Sand,
Den Nordseewogen umranden,
Wie kommt Ihr hier an diesen Strand,
Aus welchen fernen Landen? —

Und floß auch keine Träne hier,
Ertönte kein Trauergefang,
Stehn doch in stummem Schauen wir,
Bedrückt ist das Herz und bang!

Dem Meer hattet Ihr Euch anvertraut,
Zur Heimat kehret Ihr nimmer,
Um Euch ist manches Haupt ergraut,
Verschollen seid Ihr für immer!

Doch ruht Ihr! — Vielleicht manch
herbes Los
War sonst Euch auf Erden beschieden,
Vom Meere umtost, in der Düne Schoß,
Ruht heimatlos — aber in Frieden!

Nach dem Rundgang stärkten wir uns und kauften für die nächsten Tage Schokolade und Rauchwaren ein. Da Helgoland zollfreies Ausland ist, versahen wir uns etwas reichlich. Die Zeit verrann, und wir mußten allmählich wieder zum Schiff. An der Anlegestelle konzertierte ein Orchester, dem wir noch gut eine halbe Stunde zuhörten. Nachdem die Sirene das Zeichen zum Einbooten gegeben hatte, ließen wir uns wieder in den Motorbooten, die so schön schaukeln, nach unserer „Roland“ fahren.

Noch einmal schauen wir uns die Helgoländer an, diese wundervollen, ausgeprägten Friesenköpfe; umrahmt vom unvermeidlichen biden Wollweater und der ebenso unvermeidlichen blauen Schiffermütze, enthält so ein Gesicht so recht, was mit ihm geschieht. Die Salzluft und der Wind, der Regen und die Sonne fressen sich in die Haut ein, färben sie zuweilen kupferbraun, treiben Falten, Risse und Rinnen hinein.

Noch einmal bewunderten wir das Felsenland, und gern habe ich mir zum Vorjah gemacht, den Abschiedsgruß an der Landungsbrücke „Aum weer!“ zu beherzigen.

Das Abfahrtszeichen ertönt. Alle sind wieder an Bord, und heimwärts geht's. Bei der Abfahrt von Helgoland schlägt das Herz höher, und es ist, als ob die Schrauben der „Roland“ eine einstimmige Ouvertüre anheben, die der Wind gen Himmel trägt. Tiefe Stille lastet auf einen, ich möchte sagen, eine schwärmerisch ergriffene Stille. Das Herz preist den unvergänglichen Zauber des Vaterlandes. Die Bordmusik setzt ein. Im Nu ist man wieder Herr über seine Nerven.

Auf der Heimfahrt bricht die Dämmerung herein, und der größte Teil der Jahrgäste begibt sich in die unteren Räume, wo große Fröhlichkeit herrscht.

Man wird mitgerissen von dem Strudel und singt begeistert Vaterlandslieder. Dann legen wir wieder in Bremerhaven an, wo wir die „Europa“ nun im Lichterglanz bewundern können, nehmen neue Passagiere auf und fahren nach Wilhelmshaven. Von dem Wellengang merkt man nicht viel, da das Schiff besondere Schlingenvorrichtungen hat. Um etwa 24 Uhr verlassen wir in Wilhelmshaven den Dampfer. Die Zollkontrolle ist sehr nobel. Wir kommen sozusagen unbehindert ins Freie. Die Vorgesetzten, die auf der Heimfahrt überlegten, wo sie ihre auf Helgoland gekauften Sachen verbergen sollten, können nun auch mit ruhigem Gewissen zur Jugendherberge gehen und ohne Sorgen schlafen. Dieser Tag war gewiß für manchen mit einer der herrlichsten im bisherigen Leben.

Noch einen Tag blieben wir in Wilhelmshaven. Wir hatten genügend Zeit für die Besichtigung des See-Aquariums, in dem sämtliche Fische der Nordsee sind, wie Schollen, Steinbutte, Zunge, Aale, Seenadeln, Seeskorpione, Steinpider, Störe, Haie u. a. — Wir machten noch einen Stadtbummel und verabschiedeten uns von Wilhelmshaven, da wir noch ein paar Tage in Hörnum verleben wollten.

Hörnum sei! am Nordseestrand! Ein kleines, sauberes Dörfchen. Wir fanden eine schöne, kleine Jugendherberge vor, in der wir uns häuslich niederließen, sollte sie uns doch für ein paar Tage ein angenehmer Aufenthaltsort sein (Bild 4). Nur der Deich trennte uns von der See. Die kleinen Häuser hinter dem Deich liegen dicht aneinandergekaukelt. Hier in Hörnum, 25 Kilometer von Wilhelmshaven entfernt, tobten wir uns nach Herzenslust aus, zu Wasser und zu Lande (Bild 5). War keine Badezeit, so schweiften wir in der Umgegend herum oder beobachteten den Wechsel zwischen Sonne und Wolken, Ebbe und Flut, was das Empfinden und Denken aus den gewohnten Geleisen warf. Auch das Landschaftsbild an der Küste erfaßte das Gemüt mit eigentümlicher Gewalt. Wir bewunderten die Nordsee mit ihrer blanken, unfasslichen Weite. Es waren Sonnentage, die wir hier verbrachten. Unsagbar schön kann die Nordsee sein, besonders am Abend, wenn der riesige Sonnenball in die tanzenden Wogen taucht. Bild 6 zeigt eine Abendstimmung an der Nordsee. Aber auch dunkel und geheimnisvoll kann die Nordsee sein: Nordsee — Nordsee! „Hoch klingt das Lied vom braven Mann!“ — Wir denken da an jene Heldentat der Rettungsmannschaft von Hörnum, die in eisiger Dezembernacht unter schwerem Ringen und Kämpfen Schiffbrüchigen zu Hilfe eilte, wobei mehrere ihr Leben lassen mußten. — Unser Führer Adolf Hitler, der oft nach seinen großen Wahlreden u. a. in Hörnum Erholung suchte und fand, hat sich über das Rettungswerk sehr lobend ausgesprochen. Es verdient in der Tat größte Beachtung aller.

Gar zu schnell vergingen die herrlichen Tage in Hörnum. Wir hatten aber eine solche Fülle von Erlebnissen in uns, daß wir froh und munter unsere Heimfahrt antraten. Wir nahmen Abschied von der See und unserem schönen Hörnum. Bis Wilhelmshaven fuhren wir mit dem Autoomnibus, von da wieder mit der Bahn über Barel — Oldenburg — Osnabrück — Münster nach Dortmund. In Dortmund angekommen, verabschiedeten wir uns von unserem Führer mit einem kräftigen „Fahrt-Heil“.



Bild 5: Fröhlicher Badebetrieb in Hörnum



Bild 6: Abendstimmung an der Nordsee

Stimmen aus dem Betrieb

Vom Sinn der deutschen Revolution

Von Hellmuth Kortmann, Versuchsanstalt Hörde, R. D. S.

Wie ein Orkan brauste die Revolte von 1918 auf den deutschen Menschen ein. Weltanschauungen, Wertungen und Begriffe wurden sinnlos. Das Verlangen bisheriger Wirtschafts- und Staatsformen trieb in den Kampf der Interessengruppen, in einen sinnlosen Kampf aller gegen alle. Mit einem Schlage verblähten alle Werte. Ein ganzes Zeitalter wurde sinnlos. Seelische Bindungen des einzelnen zum Volk traten hinter der Gemeinamkeit der Interessen zurück. Aus materieller und seelischer Not heraus entstanden nationalistische Organisationen. Ohne zu erkennen, daß die deutsche Geschichte sich im Umbruch befand, suchten sie nach der persönlichen Schuld der verantwortlichen Führerschaft. So blieb ihre einzige Aufgabe, dem Sammelbegriff „Volk“ durch Rationalisierung des Volkes neuen Sinn zu geben. Gehörten zu dem Volk von 1918 bluts- und artfremde Individuen, lehnte der Proletarier jener Jahre Volk und Vaterland ab, so entstand durch die Arbeit jener nationalen Verbände der Begriff einer Schicksalsgemeinschaft. Adolf Hitler erst gab ihr den völkischen Sinn.

Der Anstoß aller geschichtlichen Revolutionen ist die Sehnsucht nach Gerechtigkeit. Jede Revolution ist national, völkisch. Ihre Wurzeln liegen in der Vergangenheit des Volkes. Entartete, fremde Rechtsbegriffe zerbrechen, art-eigenes Urrecht erstet neu. Weil Recht und Glaube — Recht die aus art-eigenem Denken und Fühlen entstehende äußere Form des Daseins, Glaube der Ausdruck der inneren Haltung — in enger Wechselbeziehung stehen, ist die deutsche Geschichte ein Kampf des organischen deutschen Rechtes und des abstrakten römischen Sachenrechtes. Aus Rechtsüberfremdungen, aus dem Nebeneinander von Ideen und Glauben, entstehen Spannungen als wichtigstes treibendes Mittel in der Geschichte. Möller van den Bruck sagt: „Wir müssen die Kraft haben, in Gegensätzen zu leben“. Weil die germanisch-deutsche Idee die Anerkennung des Lebens als Schicksal, als ewigen Kampf und Sehnsucht ist, wird das deutsche Volk sich nur im Kampf bewahren. Wenn auch die frühzeitige Überfremdung des deutschen Rechtes nur wenigen Deutschen Kenntnis über das verlorengegangene Recht ließ, so gab die tiefe Sehnsucht nach Gerechtigkeit doch dem deutschen Volk die Reife, deutsche Geschichte als Kampf zweier sich art-fremder Rechte zu begreifen. Durch die Erkenntnis unserer geschichtlichen Vergangenheit aber wächst der Sinn für die deutsche Revolution und damit der Sinn für unsere deutsche Zukunft.

Der Glaube aber an Gerechtigkeit durch deutsches art-eigenes Recht muß getragen sein von Einsatz- und Opferbereitschaft. Wer sein Leben als Geschichte und Schicksal empfindet, glaubt fanatisch an die deutsche Zukunft. In seinem Blute brennt ein heißer Trost, bereit zu sein, seinem Volk als Schicksalsgemeinschaft für die Freiheit vorzukämpfen und, wenn es sein muß, vorzutreiben.

Der Sinn aber der deutschen Revolution, die eine radikale ist, weil sie an der Wurzel des deutschen Volkstums anknüpft, heißt:

Durch deutsche Recht zur Einigkeit,
Durch Einigkeit zur Freiheit.

Zur Wirtschaftslage

Von Max Theis, Werk Dortmund, Ref.-Lager-Maschinenbetrieb

Warum verkennet ein großer Teil der Arbeiter die Wirtschaftslage, obwohl sie für ihn gesehen gar nicht undurchsichtig ist?

Einmal wird diese „Undurchsichtigkeit“ heute noch planmäßig vom jüdischen Handel ins Volk gebracht, zum zweiten besorgen das vielfach aus Unkenntnis die „superklugen“ Arbeitskameraden. Den Einfluß aller Vorgänge auf die Börse erkennen sie sofort! Auch die wirtschaftlichen Nachteile, die sich für den Arbeiter ergeben, und — machen in diesem Sinne Propaganda.

Aber — es ist anders.

Es genügt, wenn jeder, auch der „intelligente“ Arbeiter, die Sorge um die Wirtschaft den Führern der Wirtschaft überläßt. Aus jedem Weg hat sich ein Ausweg gefunden. Auch die Wirtschaft findet ihn.

Führende Wirtschaftler aller Länder wissen genau, daß, wenn das Vertrauen in die Allmacht des Geldes erst erschüttert ist, dieses aufhören kann, „Gradmesser“ der Wirtschaft überhaupt zu sein.

Die Vernunft wird auch bei unseren Gegnern siegen.

Unsere, d. h. des Arbeiters Wirtschaftslage ist konstanter und besser denn je, dank der Entschlossenheit des Führers und seiner Wirtschaftsberater. Sie wird sich weiter bessern, wenn wir Vertrauen in diese setzen.

Jedem von uns sei nochmals nahegelegt, mit dem Arbeitslohn richtig hauszuhalten und jeden Pfennig mit „Überlegung“ auszugeben. Nur so gefunden Verhältnisse.

Institut für Berufskrankheiten

Ein Universitätsinstitut für Berufskrankheiten ist im Städtischen Krankenhaus Berlin-Neukölln eingerichtet worden. Diese dem Arbeiterschutz dienende Lehr- und Forschungsstätte stellt ein weiteres Glied der Neuschöpfungen des nationalsozialistischen Staates dar. Sie steht unter der Leitung von Universitätsdozent Dr. E. W. Baader, der sich um die Erforschung der Berufskrankheiten besondere Verdienste erworben hat. Jeder berufsranke Volksgenosse kann sich in der Beratungs- und Untersuchungsstelle des neuen Instituts kostenlos Auskunft und Belehrung holen.

Neue Maßnahmen der Schadenbekämpfung

Das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda hat einen Aufruf zur Schadenbekämpfung erlassen. Einleitend heißt es in dem Aufruf, unter der Losung „Schadenverhütung“ werde ein neues Unternehmen begonnen. Schadenverhütung umfasse volksgesundheitlich Bevölkerungspolitik und Erb-biologie, Bekämpfung von Seuchen, das Hilfswerk „Mutter und Kind“ mit Eheberatung, Schwangerenfürsorge, Mutterschulung usw. Ein wichtiges Gebiet sei die Betriebsunfallverhütung und Gewerbehygiene, die Verkehrs-unfallverhütung, Erste Hilfe bei Unfällen, Feuerverhütung und Lebensrettung. Die Bedeutung der Schadenverhütung ergibt sich aus folgenden Zahlen: Die Betriebsunfälle eines Jahres verursachen eine kapitalisierte Rentenlast von 1,37 Milliarden RM., die Verkehrsunfälle kosten jährlich 2,5 Milliarden RM. Durch Feuer gehen jährlich 500 Millionen RM., durch Schädlinge — wie Ratten usw. — 400 Millionen RM. verloren. Es geht hierbei aber nicht um Sach- und Geldwerte, sondern um Leben und Gesundheit der Menschen. Über 900 000 Unfälle ereignen sich jährlich in den gewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben, tödlich verunglücken in Deutschland täglich 63 Menschen, d. h. rund 23 000 im Jahre, davon über 7000 im Fahrzeugverkehr, über 3000 durch Er-trinken und fast 500 durch Feuer. Drei Viertel aller Schadenfälle sind nicht unabwendbar und unvermeidlich, sondern durch menschliche Schwächen und Fehler verursacht. Daß der Mensch zur Schadenverhütung erzogen und be-einflusst werden kann, hat der Erfolg der von den Berufsgenossenschaften im Jahre 1929 veranstalteten Reichsunfallverhütungswoche bewiesen. Deshalb sollen — so heißt es in dem Aufruf weiter — die Arbeiten der Fachleute auf den genannten Schadengebieten durch das Amt für Volkswohlfahrt zusammen-gefaßt, ausgewertet und gefördert werden. Das Amt für Volkswohlfahrt hofft, mit der Einleitung des großzügigen Schadenverhütungswerkes eine grund-legenden, wichtige Hilfsmaschine für den gesamten Aufbau der nächsten Jahre in die Wege zu leiten. Auch dieses Werk wird nur gelingen, wenn ernste und rege Mitarbeit aller verantwortlichen Volksgenossen erreicht wird.

Wie kann man dicke, zarte Schwarzwurzeln ernten?

Von H. Rolletter, staatl. gepr. Gartenmeister, Abt. S.-Werksaufsicht

Zu den Gemüsen, die auch in der Winterzeit eine willkommene, nahr-hafte und wohlklimmende Kost bieten, gehört auch die Schwarzwurzel. Aus diesem Grunde muß immer wieder darauf hingewiesen werden, Schwarz-wurzeln anzubauen. Wir müssen aber darauf bedacht sein, möglichst viele, dabei doch zarte Wurzeln zu ernten.

Die dünnen Schwarzwurzeln verursachen besonders für einen größeren Haushalt langwierige Putzarbeit. Deshalb sollte man möglichst danach streben, starke Wurzeln zu ziehen. Dies darf man aber nicht durch übertriebene Düngung zu erreichen suchen, sondern durch dünnen Stand, also durch rechtzeitiges Ver-ziehen der zu dicht stehenden Saat auf etwa drei Zentimeter Abstand.

Den besten Erfolg habe ich stets mit der Aussaat im August auf abge-erntetem mit Kompost und Kalk frisch gedüngtem und tief gelodertem Boden. Ich sähe den Samen in 25 bis 30 Zentimeter Reihen, um das Erdreich zwischen den Reihen durch Hacken besser sauber und locker halten zu können.

In der warmen Sommerwinterung, zumal wenn feuchtes Wetter herrscht, geht die Saat schnell und gleichmäßig auf, wenn es sich um frisches, gut feimendes Saatgut handelt. Ferner kann die Pfahlwurzel infolge des tief geloderten un-gehindert in die Tiefe dringen, so daß glatte und lange Wurzeln erzeugt werden. Da man im Sommer, nachdem das Frühgemüse geerntet ist, meist freies Land übrig hat, so erfordert die eineinhalbjährige Schwarzwurzelkultur nicht mehr Land als die einjährige Kultur. Außerdem bringt die Märzsaat auf schweren Böden vielfach schlechte Erträge, viele verzweigte, krüppelige Wurzeln. Das bei der zweijährigen Kultur fast alle Schwarzwurzeln Blüten treiben, ist kein Nachteil, wenn man die Blüentriebe vor dem Ausblühen abschneidet. Eine sehr zu empfehlende Sorte ist die „Verbesserte einjährige Riesen“, mit glatten biden Wurzeln. Der Herbst- und Winterbedarf wird Ende Oktober oder November aus der Erde genommen und in feuchtem Sand im Keller eingeschlagen, während der Frühjahrbedarf besser im Freien stehenbleibt, da Schwarzwurzeln winter-hart sind.

Kartoffelkrebs

Von H. Rolletter, staatl. gepr. Gartenmeister, S.-Werksaufsicht
Werk Dortmund

Wer kennt ihn? Glücklich, wer noch keinen persönlichen Anlaß hatte, mit ihm bekannt zu werden! Zu meiner Lehrzeit, um das Jahr 1907/08, ist von ihm oft zu hören gewesen. Er wurde um jene Zeit im Rheinland und in Westfalen beobachtet. Inzwischen hat er sich aber weiter verbreitet. Hervorgerufen wird er durch einen Pilz. An den Knollen zeigen sich warzige Wucherungen von ver-schiedener Größe wie blumentuchartige Gebilde, deren Form anfangs geschlossen, später jedoch rissig erscheint. Bei weißen und gelblichgelben Sorten sind die Wucherungen erst hell-, dann dunkel- bis schwarz-braun; bei rötlichen und blau-jaligen Sorten tritt die veränderte Farbe weniger scharf hervor. Ihr Zerfall beginnt allmählich; bei trockenem Wetter schrumpfen und verkrümmeln, bei an-haltender Nässe faulen sie. Außer den Knollen werden auch Wurzeln und unter-irdige Stengelteile befallen. Oberirdige Pflanzenteile und dem Lichte ausge-setzte Knollenwucherungen zeigen in ihrem Grün zuweilen einen weißlichen oder röt-lichen Ton.

Wo krebsverdächtige Erkranken der Kartoffeln beobachtet wird, ist der Orts-polizeibehörde schnellstens Nachricht zu geben, die die Meldung an die zuständige Aufsichtsstelle weiterleitet. — Durch die staatliche Aufsicht unterliegen im Ernstfalle nicht nur Ernte und Verbrauch, sondern auch Räume, Fahrzeuge, ja sogar Dünger und Sauche ganz besonderen Vorschriften.

Früher an der Schreibmaschine - heute Führerin des Haushalts



„Komm mit! Du wirst sehen, daß Deine Ver-fürchtung, früher berufstätige Mädchen ver-fürchten nichts vom Haushalt, Anfang ist“



„Schnell fertig und gut sagen Sie? Ich kann Ihnen mit Glücksklee noch viele andere Leder-bissen machen, die auch nicht länger dauern.“



„Man lernt alle Möglichkeiten auszunutzen, um Gutes zu bieten. Glücksklee hat mir schon als Jungesellin das Leben erleichtert, heute läßt ich ohne sie garnicht mehr aus.“

Für die mit Geld und Zeit gleich sparsame Hausfrau ist Glücksklee, die ungezuckerte, konzentrierte Milch, eine bedeutende Erleichterung. Glücksklee Milch läßt sich auf Vorrat halten, verbessert Geschmack und Nährwert aller Speisen und Backwaren und wird verwandt, wo sonst Vollmilch oder Sahne gebraucht wird.



veredelte Hofsteiner Vollmilch in praktischer Form

